

KULTUR: Ein Dirigent erklärt seinen Beruf – Konzert der Künstler-Union



Ein Dirigent muss begeistern können, die Musiker und das Publikum, oft reichen schon kleine Gesten. Der Kölner Oliver Leo Schmidt leitet seit zehn Jahren Orchester.

BILD: GEORG SCHREIBER

„Die Kultur braucht Amateure“

Oliver Leo Schmidt (40) ist Stipendiat der Karajan-Stiftung. Seit zehn Jahren leitet er Berufs- und Amateurochester, darunter die Kölner-Orchester-Gesellschaft. Marianne Kierspel sprach mit dem Kölner Dirigenten, der auch an der Folkwang-Hochschule Essen unterrichtet, über die Kunst des Dirigierens.

KÖLNER STADT-ANZEIGER: Herr Schmidt, wie geht das eigentlich: dirigieren?

OLIVER LEO SCHMIDT: Die Frage ist spontan nicht einfach zu beantworten. Rein funktional gesehen, ist der Dirigent Koordinator und Korrektiv. Er führt die Orchesterstimmen zusammen, gibt Einsätze und überträgt seine Tempovorstellungen. Aber er muss auch die Energie der Musik und Klangbilder vermitteln.

Im Konzert sieht man ja die unterschiedlichsten Dirigiergesten, vom kleinen Fingerzeig bis zum mächtigen Rudern. Und nicht immer bringt eine feurige Zeichengebung auch fürs Ohr intensive Erlebnisse.

SCHMIDT: Der Dirigent muss eine innere Anspannung aufbringen. Und diese übertragen. Er braucht oft nur kleine Gesten, wie ein guter Pantomime, und schon kommt der Ausdruck. Ein Dirigent muss motivieren und begeistern. Er muss auch zum Publikum hin eine Darstellungsfähigkeit haben.

Mit der Kölner-Orchester-Gesellschaft leiten Sie ein traditionsreiches Liebhaberorchester: Wie unterscheidet sich die Arbeit mit Laien und Profis?

SCHMIDT: Ich mag beide Ebenen. Die effektive Arbeit mit Profis, die alle Tricks kennen und im Konzert manches ausgleichen können. Und die Amateure, die um jeden Ton kämpfen und ein halbes Jahr lang auf ihr Konzert hinarbeiten. Laien wollen beim Proben erfahren und auch erklärt bekommen, was das Spezifische bei Mozart ist, was einen Ravel-Klang ausmacht ...

Sie spielen mit Liebhabern ja auch Sinfonien von Beethoven, Brahms oder Dvorak. Was sagen Sie zu dem Vorwurf, dass Laien dem Anspruch großer Musik nicht gerecht werden?

SCHMIDT: Natürlich können Profis alles besser spielen, sogar „Hänschen klein“. Aber warum soll sich die Struktur einer Beethoven-Sinfonie nur den Profis erschließen? Wir haben ja als Schüler auch „Faust“ rezitiert – und gestaunt über den Sinn zwischen den Zeilen. Wenn Liebhaber mit dem Herzen dabei sind, überträgt es sich aufs Publikum. Die Konzerte der KOG sind stets ausverkauft, und es kommt viel Jugend zu uns.

Als Mitspieler oder als Konzertbesucher?

SCHMIDT: Beides. Bei uns lernen auch spätere Berufsmusiker das Spiel im Orchester kennen. Generell aber braucht eine Kulturstadt wie Köln viele Amateure. Musikverständnis muss von unten wachsen. Politiker brüsten sich schon, wenn Stars aus New York oder Chicago kommen. Klar, mit Laien kann man nicht so prunken, und die Presse würdigt deren Arbeit nicht. Aber Sie können nicht Schalke 04 siegen lassen, wenn Sie nicht auch die A- und B-Jugend fördern.

Im Jahr 1888 gegründet

Seit dem Jahr 1997 leitet Oliver Leo Schmidt die Kölner Orchester-Gesellschaft (KOG) – das wohl älteste Liebhaberorchester Kölns. Das Sinfonieorchester besteht seit 1888. Die rund 50 Musikerinnen und Musiker geben im Frühjahr und Herbst Konzerte mit Musik vom Barock bis zur Gegenwart. Geprüft wird jeweils mittwochs im Agnesviertel, Bernhard-Letterhaus-Straße 17, und zusätzlich an Proben-Wochenenden. Neue fortgeschrittene Mitspieler sind jederzeit willkommen. Am 22. Mai, 18 Uhr, spielt die KOG in der Musikhochschule amerikanische Musik von Bernstein, Ives, Bob Mintzer und die Arlésienne-Suiten von Bizet. (MK)

Wie wird ein Dirigent von Profis und Laien akzeptiert

SCHMIDT: Ein Problem ist bei beiden gleich: Die Vorstellungen des Dirigenten decken sich nicht immer mit denen der Spieler. Wir sind ja nur ein Teil des Ganzen. Dass nachher vor allem der Dirigent gefeiert wird, ist noch altes Denken aus der Romantik, das kommt vom Geniekult her. Es gibt Fälle, da folgen Profis eher dem Konzertmeister am ersten Geigenpult als dem Dirigenten. Das passiert sogar bei Stardirigenten, ohne dass das Publikum es merkt.

Was konnten Sie selbst von Stars wie Sergiu Celibidache und Leonard Bernstein lernen?

SCHMIDT: Sie waren grundverschieden. Bernstein, der große Anreger, dirigierte emotionalisiert. Da machen die Studenten, was er wollte. Aber keiner wusste, warum. Auch Celibidache lebte die Musik, nur sprach er auch darüber. Er erklärte,

wie man Linien führt. Er wandte sich mit der Geste den Stimmen zu; so konnte man die Musik »sehen«, bevor man sie hörte. Celibidache übte mit uns täglich allein eine Stunde Schlagtechnik. Er arbeitete penibel mit dem Orchester, auch mit Profis. Er war doktrinär. Und jeder muss irgendwann seinen Vater »umbringen«, um den eigenen Weg zu gehen. Aber Celibidache ist für mich immer noch ein Übervater.

Und Ihr „erstes Mal“ vor einem Orchester, wie war das?

SCHMIDT: Eine Katastrophe! Ich saß auf dem hohen Ross und wusste nicht, wie man runterkommt. Ich konnte noch nicht die Musiker begeistern.

Ist das nicht sowieso eine Frage des Alters?

SCHMIDT: Nun, ich kann mich auch von Kindern begeistern lassen.

Und die Autorität?

SCHMIDT: Klar, die kommt mit der Erfahrung, auch mit der psychologischen Erfahrung. Heute probe ich mit mehr Ruhe. Ich kenne die Werke – und die Stellen, die oft schief gehen. Da kann ich jetzt helfen und Probezeit sparen. Jetzt weiß ich auch: wer schlecht drauf ist, probt schlecht. Deswegen: Musiker, haltet eure Seele sauber!

Was empfehlen Sie Ihren eigenen Studenten?

SCHMIDT: Anfängern rate ich: Krallt euch ein kleines Orchester, und lernt erst mal vierstimmig hören. Lernt Werke kennen. Vitalität ist nicht alles! Dirigenten müssen viel wissen und fleißig arbeiten. Aber es ist bei ihnen wie beim Wein: Nur gute werden mit dem Alter besser.

www.koelner-orchester-gesellschaft.de